Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 5

Artikel: Erinnerung an Berlin
Autor: Kassner, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159550

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERINNERUNG AN BERLIN

VON RUDOLF KASSNER

1.

Zwei Semester an der Berliner Universität erschienen in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts wie vielen Studierenden der Alma Mater zu Wien so auch mir als der erwünschte Abschluß, als die Krönung des Studiums, um welches Fach immer es sich an der philosophischen Fakultät, für die allein ich hier zeichnen darf, gehandelt haben mochte: Nationalökonomie, die vor allem, Geschichte, Philosophie und das andere. Man verband mit einzelnen Fächern große Namen, nannte Adolf Wagner, Harnack, Treitschke, Paulsen, Hermann Grimm und wen nicht noch alles. Mommsen, damals wohl die größte Gelehrtenfigur Europas, ein leibhaftiges Monument seiner selbst, las nicht mehr, doch wer im Winter 1895/96 von der Königlichen Bibliothek unter den Linden zum Brandenburgertor hinging, konnte durch Wochen täglich dem schmächtigen Mann begegnen, wie er, den Überrock meist offen, die Taschen rechts und links vollgestopft mit Büchern — für dünnere breite war eine innen im Futter vom Schneider angebracht —, den Wind, zuweilen wohl auch Schneeflocken im weißen, bis auf die Schultern herabreichenden Haar, zur Charlottenburger Pferdebahn eilig schritt, die vor dem Brandenburger Tor ihre Endstation hatte. Kaum daß er im Wagen den Eckplatz am äußersten Ende eingenommen hatte, hielt er schon ein Buch in der Hand, einen Roman, einen Tauchnitzband und begann zu lesen. Ohne Buch ging es nicht, und für solche Situationen waren eben die Romane da. Ich saß ihm einmal eine ganze Woche lang im Lesesaal der genannten Bibliothek gegenüber. Vor seinem Sitz wurden riesige Folianten von einem dienstfertigen Bibliotheksdiener aufgestapelt, in deren Seiten er nun seinen prachtvollen Schädel mit den beiden starken Brillengläsern vorn gleich zwei Lampen barg. Die schön gerundete, spiegelnde Stirn erinnerte von ferne an das glänzend reine Kupfergeschirr eines heiligen Rishi am Ganges, ebenso detachiert schien sie. Mit zittriger Hand warf er die Seiten hin und her und machte Notizen. Dann und wann entfiel ihm die Feder, zu mir hin gegenüber rollend. Ich reichte sie ihm zurück, nicht ohne die gebotene Deferenz, doch war diese jedesmal im Nichts oder All vertan, denn nie geschah es, daß er aufgesehen hätte. Offenbar nahm der große Philologe in so kleinen Dingen das Mirakel eines ganz von selbst

zwischen seine Finger zurückfindenden Federstils als gegeben hin. Sooft Leo XIII. die vatikanische Bibliothek besuchte — wurde in Rom erzählt —, war das erste, was er tat: sehen, ob Mommsen an seinem Platz, den man kannte, säße. Und wenn seine Augen ihn dort fanden, legte er den Finger an die Lippen, damit bedeutend, daß der dort nicht gestört werden dürfe. Jetzt, da sich alles, das des Heiligen Vaters ansichtig wurde, von den Sitzen erhob.

Das 19. Jahrhundert war unter anderem das der großen Philologen. Auch Leo XIII. war Philologe, der Philologenpapst. Sie hatten alle gute Gesichter, diese Philologen mit den starken Brillen, die dazugehörten. Sie wußten alles, und alles wurde ihnen zu Philologie. Wie köstlich kam mir nicht der alte Germanist Weinhold in seinem Arbeitszimmer entgegen, als ich ihm meine Aufwartung machte. Eine Knabenfigur mit Silberlocken, die Greisenbäckchen leise gerötet, unverbraucht, unschuldig, die Stimme glockig, wußte er gleich, wo mein Name in den deutsch sprechenden Landen vorkomme und wo nicht. Das allein schien ihm an mir im ersten Augenblick wichtig.

Mommsen gehörte der liberalen Partei im Reichstag an, war Gegner der Bismarckschen Innenpolitik. Es hat ihn aber Zeit seines Lebens geschmerzt, wie mir jemand aus seinem Freundeskreise später erzählte, daß er, der Geschichte schrieb, den bekämpfen mußte, der Geschichte machte. Wie deutsch, diesen Gegensatz hervorzuheben und damit zu leben! Mommsen lehnte Treitschkes Geschichtsauffassung in Gänze ab und nannte ihn den Dichter der Geschichte Preußens. Mir ist als jungem Menschen schon aufgefallen, wie es immer um Preußen so ging, als wäre dieses Preußen erst gestern auf die Welt gekommen und hätten sich die anderen erst daran zu gewöhnen und bäten darum um Zeit. Ich gedenke dessen heute, da durch alle Zeitungen der Welt die Nachricht läuft, daß Preußen als Staat zu existieren aufgehört hat, daß es, wie der Ausdruck lautet, liquidiert wurde. Weder Mommsen, der Holsteiner, noch Treitschke waren Preußen. Die Vorfahren Treitschkes, dessen Vater sächsischer General war, gehen auf die böhmischen Tertzkys zurück, uns aus «Wallenstein» geläufig. In der Tat hatte Treitschke, dessen Kolleg ich nicht ein einziges mal, wie der Ausdruck lautet, schwänzte, nichts Preußisches an sich. Vor allem auch nicht in der Sprache, im Tonfall. Das freilich von weither kommende Slawische in den Zügen schien mir unverkennbar. Auch das Trunkene seines ganzen Wesens, durch das Taube des Gesichts — so muß es gesagt werden — noch erhöht, war nicht eigentlich preußisch. Er war wie ein tauber Heros. Mommsen und Treitschke waren also die großen Gegner auf der Universität. Der Sieg aber fiel Treitschke zu, er war der Abgott der Studenten. Wenn diese fanden, daß der geliebte Lehrer heute genug des Vergangenen gedacht hätte und es an der Zeit wäre, wieder einmal auf ge-

genwärtige Zustände der Politik, auf England etwa, zu kommen, brauchten sie nur mitten im Vortrag ungeduldig insistierend mit den Füßen zu scharren, damit ihr Wunsch erfüllt würde.

2.

Noch mehr aber als die Universität mit ihren großen Professoren zog mich damals die Literatur an, Literatur aber war zunächst das Theater. Ich bin in allen diesen Jahren ein richtiger Theatermann gewesen und fühlte mich erst ganz wohl und im Gleichgewicht mit mir selber, wenn ich abends aus dem Dunkel der vierten Galerie des Burgtheaters auf die Bühne unten im Licht starren durfte. Das hat angedauert, bis ich bald darauf für länger als ein Jahr nach England kam, das mir mit seinem nicht guten Theater (damals) das nahm, was ich zuweilen wie ein richtiges Fieber empfunden habe.

Als ich im Spätsommer 1895 von dem schönen Gut eines schlesischen Vetters, dessen Sohn heute als Flüchtling in einer der Zonen des westlichen Deutschlands sein Leben fristet, durch ein fruchtstarrendes, jetzt wohl verödetes Land nach Liegnitz fuhr und dort, am Perron des Bahnhofes auf den Berliner Schnellzug wartend, in der Zeitung las, daß morgen eine Première am Deutschen Theater stattfinden soll, fühlte ich mich gehoben. Genau so sollte es kommen, so war es gut, ich durfte jetzt sogar als ein wahrer Glückspinsel angesprochen werden und als solcher in Berlin Bahnhof Friederichstraße einfahren. Das Stück, das man am nächsten Tag zum erstenmale gab, hieß Mütter. Ich wüßte den Inhalt heute nicht mehr anzugeben. Es ging, erinnere ich mich nur, wie zumeist damals, wenn das rein Soziale nicht im Vordergrund stand, um die Rechte des Einzelnen, besser: zweier Einzelner gegenüber den Ansprüchen, im Rituellen verankert, der Familie. Die private Geschichte des Autors selbst, wie man schon im Saal hörte und in der Zeitung las. Umso besser, dachte man, so soll es sein. Es war ein Erfolg, der junge Autor erschien unter allerhand Verbeugungen an der Hand Brahms, des väterlichen Direktors, dessen Gesicht einem geschälten Apfel glich, so daß man daraus nie ersehen konnte, ob er sich freue oder nicht freue. Doch diesmal freute er sich unverkennbar mit der Freude Jakobs, der seinen Benjamin der Gemeinde vorführt. Meine Nachbarn im Parkett fanden, daß Benjamin etwas von Gerhart Hauptmann an sich hätte im Gebahren, wohl auch im Gesicht. Doch stand dem meines Erachtens eine ziemlich deutliche Tendenz zur Schafsnasigkeit mit dem dazu gehörigen Blond des Haupthaars entgegen.

Ich kannte niemanden in Berlin, niemanden im Zuschauerraum, war nur glücklich darüber, endlich die auch in Wien vielgenannten

Schauspieler wie Else Lehmann, Rittner und Sauer leibhaftig vor mir zu haben, und mich in den Pausen dann nach den Kritikern umsehen zu können, wie das in Wien Gepflogenheit war. Auch hier hatte ich Glück, das gehörte schon heute zu mir dazu. Der Name Harden fiel von den Lippen meines Nachbarn, der ja alles zu kennen und zu wissen schien; ich folgte der Spur, die mir dessen Blicke wiesen, und hatte auch gleich das, was ich suchte. Es war im übrigen nicht schwer zu finden, denn was sich dem Blick darbot, war durchaus ein Wesen, das wußte, daß in den Pausen die Augen vieler auch ganz Unbekannter auf ihm haften werden, und das sich, seine Haltung und Miene, dementsprechend einzurichten suchte. Menschen von heute, da Kritiker nur mehr eine geringe Rolle spielen und man kaum ihre Namen weiß, haben keine rechte Vorstellung von der Bedeutung und Wichtigkeit des Kritikers von damals. In Wien und in Berlin. In Wien hatte er mehr Einfluß und erregte mehr Furcht. Man redete von der gefürchteten Kritik, von diesem oder jenem gefürchteten Kritiker. Dieser wollte vielleicht auch darum, um des Furcht Erregenden willen, nicht mehr sein als Kritiker. In Berlin war das anders. In einer Stadt ohne Tradition, ohne Gesellschaft besteht der Hang, die Arten, les genres, durcheinanderzubringen. Ein Kritiker wollte in Ermanglung des Furchterregenden mehr sein als bloß Kritiker, er wollte Schöpfer sein, Dichter, Künstler auf seine Art, zum mindesten Diener am Wort und ähnliches, und wenn es galt, Furcht zu erregen in Schauspielern und anderen, so als Persönlichkeit und nicht als einer, der davon den Ruhm hat, daß er bald lobt, bald tadelt. Die Kritiker legten damals sehr großen Wert darauf, als mehr oder weniger große Persönlichkeiten genommen zu werden, was in den meisten Fällen zunächst einmal als beträchtliche Eitelkeit zum Ausdruck kam.

Ich lernte Harden ein paar Jahre später kennen, noch in der Zeit, bevor er, wie es Karl Fürstenberg, der Bankdirektor, in seinen höchst lesenswerten Erinnerungen nennt, «geistigen Stacheldraht» zu schreiben sich angewöhnt hatte. Ich fand mich einem durchaus natürlichen, liebenswürdigen, etwas hypochondrischen Mann gegenüber, leicht erregbar, geärgert, erregbar gegenüber, geärgert von den vielen «Schaffenden», mit denen man es im allgemeinen, der Theaterkritiker aber im besondern zu tun hätte. So rief er plötzlich aus: Man müßte Halbe totschlagen! (Wegen der vielen schlechten Stücke, wie dieser sie nach dem Erfolge seiner «Jugend» auf die Bühne brachte.) Das schien mir maßlos, und mir blieb nichts anderes übrig als zu fragen, ob es sich nicht empfehlen würde, wenn schon gestraft werden müsse, Halbe am Leben und ihn weiter Stücke schreiben zu lassen.

Harden war auch gegen Gerhart Hauptmann. Damals, als ich ihn sprach, aber schon früher, in den 90er, in den Ruhmesjahren,

den eigentlichen, des schlesischen Dramatikers. Es gab Hauptmann gegenüber keine Gleichgültigkeit, man bejubelte oder man bekämpfte ihn. Seine Erstaufführungen waren wahre Schlachten, Schlachten zwischen Jugend und Nicht-Jugend. Die Jugend siegte, mußte siegen. Erich Schmidt ging mit der Jugend, und als er uns, seinen Schülern, an einem seiner Bierabende oder gar im Seminar erzählte, daß er in diesen Tagen das Manuskript des «Florian Geyer», um den gerade in diesen Tagen eine Schlacht im Deutschen Theater getobt hatte, in der Hand gehabt habe, starrten wir ihn bloß an. Konnten wir mehr?! Ich glaube, daß ich die «Weber» (mit Max Reinhardt in einer kleinen Rolle) fünfmal in diesem Jahre gesehen habe. Einer von den drei oder mehr maßgebenden Kritikern stellte Hauptmann ganz einfach über Richard Wagner und Nietzsche. Diesen beiden Großen fehle schließlich etwas, die Gesundheit, Natur, Gerhart Hauptmann aber fehle rein nichts. Zum Vollkommenen, vollkommen Gesunden. Harry Kessler, Mäcen, Elegant, Menschenfreund, wohlwollend und voller Mißverständnisse, verglich ihn mit Euripides. Warum das? Warum einen Pflaumen- mit einem Ölbaum vergleichen?! Doch ohne das ging es eben nicht. Man wollte groß sehen und sah entsprechend vorbei.

Ich finde heute den Weg nicht zurück zu «Hannele», «Florian Geyer» und dem anderen aus diesen Jahren und kann der späteren Produktion, die sich ununterbrochen auf der Linie des geringsten Widerstandes bewegt hat, erst recht nicht folgen. Da ich Hauptmann vor dem ersten Weltkriege und während desselben einigemal begegnet bin, fand ich den liebenswerten Menschen jedesmal merkwürdiger als das Werk. Er liebte den Wein, und er liebte ihn aus seiner Stärke heraus, auf die rechte Art. Der Wein vermehrte sein Wesen. Ich finde nicht gleich die Worte, um anzugeben, was ich darunter verstehe: unter rechter Art, unter Vermehrung des Wesens. Das Trinken schien mir hier eine richtige Einverleibung zu sein, wie eine Bestimmung. Durch Dionysos. Hauptmann war für das «Herrenmahl», er wollte, wie er mir gestand, daß man sich um den Tirsch setze, das Brot breche und den Becher leere, woraus sich dann, wie er wohl gemeint haben dürfte, von selbst ergeben müsse, daß der Starke auch der Gute und dieser der Herr sei. Er wollte aber nicht, daß aus einem solchen Herrnmahl ein Sakrament werde, denn er war kein Christ. Im Herzen keiner. Trotz aller Mitleidsregungen. Er war Monist. Als solcher erzählte er uns einmal, als wir, Rathenau, der Verleger Fischer, andere, um ihn herumsaßen, Brot brechend und den Becher leerend, daß er seinen jüngsten Sohn ohne irgendeinen Gottesbegriff habe erziehen lassen. «Und wie stehst du zu Gott, mein Junge? Oder stehst du überhaupt zu ihm?» Mir fiel dabei nur ein, daß Bettina Brentano ihr einziges Kind, die spätere Gattin Hermann Grimms, ohne irgendwelche Begriffe erzogen, sozusagen habe wild aufwach-

sen lassen, und daß dann später aus dem Kind der «reinen Natur» der entschiedenste Blaustrumpf geworden sei, die Verfasserin unzähliger schlechter Dramen, Romane usw. Doch das behielt ich bei mir.

Monisten glauben fest an Ursachen, mit dem Verstand erreichbare, winzige, oft nur dem besten Mikroskop sich enthüllende, endgültig klärende. Weshalb dann immer alles von vorn angefangen werden müsse. Sie sind Adamiten ohne Imagination. Nur keinerlei Belastung, keinen Ballast, kein Zeremoniell (außer etwa beim Essen und Trinken). Bei Hauptmann scheint mir merkwürdig, daß er Dramatiker war und Monist, daß er Menschen auf die Beine stellen, selber aber dabei an Häckel glauben konnte und so weiter. Das wird wohl auch der Grund sein, daß einem von dieser seiner so ausgiebigen Produktion wenig bleibt.

Darf also ein Monist keine Dramen, Tragödien schreiben? Er darf es wohl, doch unter der einen Bedingung, daß er hinter allen den winzigen, mikroskopisch kaum faßbaren, letzten Ursachen und Nöten noch eine allerletzte, einzige erblicke: den Unsinn (alles Geschehens), den Unsinn als Sinn, als Kern jener Frucht, die wir Leben, All und ähnlich nennen. Ist man aber dann noch Monist? Vielleicht war Euripides, mit dem der genannte Mäcen usw. Hauptmann verglich, auf eine solche Weise Monist. Als Schüler des Anaxagoras mit dessen Geist (Nus) als der Ursache aller Dinge. Doch ist der «Geist» des Anaxagoras ebenso wenig der Häckels wie Euripides Gerhart Hauptmann.

3.

Ob es so formuliert werden kann, daß, je tiefer ein Mensch, Volk, Stamm, seine Wurzeln in den Boden geschlagen hat, worauf er lebt, dieser Mensch, Volk, Stamm, sich umso weniger wird mit anderen vergleichen wollen, solcherlei Redensarten gebrauchend wie: Das hast du vor, das ich, oder: Wann werden wir euch auf diesem oder jenem Gebiete eingeholt haben und dementsprechend eine lange Nase machen dürfen? So formuliert, daß, je tiefer unsere Wurzeln in den Boden gehen, wir in dem Maße mehr uns abgeschlossen fühlen? Die große Mauer der Chinesen war gegen den Feind im Norden, einbrechende Stämme, errichtet worden, sie war aber auch ein Zeichen der Geschlossenheit, Unvergleichbarkeit, Zeichen im Letzten davon, daß wir am rechten Wege sind, wenn und indem wir uns etwas imaginieren, daß wir auf diesem Wege der Imagination, wenn irgendwohin, so in den Himmel gelangen, wovon eben die chinesische Kunst Zeugnis

ablegt. Man sagt, daß die Chinesen alle unsere Erfindungen, das Pulver und so weiter, am Ende auch die Atombombe, vor uns gehabt, davon aber nicht unseren Gebrauch gemacht, sondern gewissermaßen nur damit gespielt hätten wie große, sehr weise Kinder. Um der Mauer, um des Unvergleichbaren, um jenes Himmels willen, in den der Kaiser auf einem Drachen auffliegt oder darin das Imaginierte auch das Richtige ist und Natur und Imagination zusammenkommen.

Wie steht es nun in Rücksicht auf dieses Sich-mit anderen-vergleichen mit den Deutschen? Als der berühmte Liutschang, Minister, Vizekönig, Literat im höchsten, im chinesischen Sinn, in den 90er Jahren auf seiner Europareise Bismarck in Friederichsruh besuchte, traf er auch mit deutschen Professoren in irgendeiner Universitätsstadt bei einer Begrüßungsfeier, zu seinen Ehren veranstaltet, zusammen. Einer von diesen redete den großen Chinesen also an: «Chez nous on vous appelle souvent les Allemands de l'Asie». Worauf der chinesische Staatsmann lachend entgegnet haben soll: «Ooui, oui, mais j'ai toujours entendu dire que vous êtes les Chinois de l'Europe». Das war etwas grob, es ist aber zu hoffen, daß der deutsche Gelehrte das Französische nicht so beherrscht habe, um die ganze Schärfe der Abfuhr, die im Nebensinn von Chinois liegt, zu spüren.

In der Tat sind kaum größere Gegensätze zu denken als die zwischen dem Chinesen und dem Deutschen, als zwischen dem Bewohner des «Reiches der Mitte» und dem des Reiches in der Mitte (Europas). Trotz allem, was gelegentlich über die geistige Verwandtschaft zwischen Tschuang-tse und Goethe geschrieben wird. Der Chinese ist grausam aus Natur und Kunst, grausam bis an die Grenzen des ganz Zarten, weshalb Laotse auch sagt, daß das ganz Harte, Granit, nur mit dem ganz Weichen zerschlagen werden könne. Der Deutsche ist aus Begriff, aus Mangel an Anschauung grausam. *Wenn* er es ist. Im Grunde ist er es gar nicht, weniger jedenfalls als viele andere, sondern lernt es, wenn man ihn zum Lernen zwingt. Er lernt gerne. Aus Gehorsam, aber auch darum, weil und indem er gerne vergleicht.

Ich sage: der Deutsche. Sind die Bayern und Schwaben keine Deutschen? Ich habe aber nie gehört, daß sie sich mit anderen gerne verglichen. Ich muß also das Deutsche einschränken, und zwar auf den Preußen, den Berliner und jenen Deutschen, der und soweit er dem Einfluß von Berlin—Preußen unterlegen ist. Dieser hat in der Tat die Neigung wie kein anderer, sich mit den Anderen, Völkern, Städten, Landschaften, zu vergleichen, was mich schon in früher Jugend irritiert hat, was den Österreicher irritieren mußte, da dieser, zumal nach Königgrätz, beim Vergleichen meist schlecht wegzukommen pflegte und ihm das Gute, das Bessere nur in kleinen Dosen zugemessen wurde: Mehlspeisen, Semmering, Johann Strauß, ältere Kultur und verwandtes.

Wer vergleicht, hat meist irgendwelche Superlative im Sinn. Oder hält sie in sich noch zurück. Nun kann man Superlative aus Elan gerne im Munde führen oder aus einer gewissen Anschauungslosigkeit, Steifheit, was preußisch-berlinisch, zunächst, und dann eben auch unter Umständen, keineswegs unbedingt, deutsch ist. Anschauungslos wäre etwa das Gerede von einer sächsischen Schweiz, einer pommerschen, thüringer oder oldenburger, von Heinrich Mann als dem deutschen Flaubert und ähnliches mehr. Oder Behauptungen bei jeder Gelegenheit wie: Unsere Eisenbahnzüge werden bald schneller fahren als die in England oder Nordamerika und was es sonst noch sei. Ich nenne das alles anschauungslos, denn im Anschauen, Hinsehen liegt an sich stets ein Augenblick eingeschlossen, da wir nicht vergleichen, stille halten und nicht weiter wollen, ein Augenblick, kostbar wie keiner, uns von weither, vom Schöpfungsaugenblick her, zugesagt.

Diese Neigung zu Vergleichen, Superlativen, Endurteilen, Abbrüchen beim Preußen entspricht, wie angedeutet, einer deutlichen Steifheit, geht aber sehr tief, geht auf einen Mangel an Rhythmus zurück. Rhythmus und das, was der Berliner wohl noch nicht zu meiner Zeit, wohl aber später Tempo genannt hat, dürfen nicht miteinander verwechselt werden. Zum Rhythmus gehört, daß einem am anderen Ende sozusagen etwas antwortet, entgegenkommt, zum Tempo, daß einem nichts entgegenkommt und wir statt dessen immer etwas nach- und einzuholen haben. Was einen gewaltigen Unterschied ausmacht.

Mit dieser Neigung zu Superlativen (ohne élan, dafür aber steif behauptet), mit dem fehlenden Rhythmus bringe ich den Berliner Witz zusammen, der da ist, plötzlich, schneidend, keineswegs besonders boshaft, auch nicht wirklich ironisch, statt dessen mit etwas Volksmäßigem an sich, nicht selten aus einer gewissen Gutmütigkeit, zuletzt aber daher kommend, daß wir inmitten eines ausgesprochen Platten des mannigfaltig Superlativen in der Welt zu gedenken verführt werden. Vom Maler Liebermann hörte ich unlängst einen Witz. Von der Schweiz sprechend, sagte er: «Immer, wenn man mal was Schönes sehen will, steht 'n Berg vor!» Solcher Art ist der Berliner Witz: ein plötzlicher Stop (von da, von dort, vom Nächsten, von sich selber her), ein Unterbrochen-werden, und zwar darum, weil man im Versteckten nach einem Superlativ, einem höchst ungebrochen Steifen aus ist, daran hängt oder darauf spitzt.

Ich habe einen älteren Mann gekannt, keinen Preußen, einen Österreicher, Oberst der alten Armee im Ruhestand, der mit den Jahren mehr und mehr die Gewohnheit angenommen hatte, irgendwelche Sätze, womit er eine Sache anging, aber auch mitten darin zweimal zu sagen. Ganz einfache Sätze wie: wenn ihr alle nichts dagegen habt, so bleibe ich noch die ganze nächste Woche bei euch.

Oder: ich wollte gerade anlegen, Marie, da war der Bock weg. Und dann alles noch einmal. Der Oberst hatte nicht viel zu sagen, war auf keine Weise kurzweilig, ein Mann zudem, dem alle Pointen entgingen und der schließlich auch keinen Wert auf Pointen legte. Er hatte, anders gesagt, zu viel Zeit, vom Morgen an, ein großes Stück davon zu viel, so etwa wie der dumme August im Zirkus zu lange Ärmel hat und damit dann herumfuchtelt. Zum Rhythmus aber gehört die genauest bemessene Zeit, nicht zu viel, nicht zu wenig, die Zeit muß sitzen wie ein nach Maß gemachter Rock. Das muß sie, denn sonst stockt alles und gerät durcheinander, wird gewöhnlich und sinnlos. Der Berliner hat nun, um sich im Durcheinander, im Gewöhnlichen zu behaupten, den Witz, mein Oberst im Ruhestand dagegen nichts, die totale Pointenlosigkeit oder eben die Wiederholung. Eines muß in beiden Fällen vermieden werden: das Auslaufen im Leeren... Wozu es stets dort kommen muß, wo der Rhythmus fehlt, uns am anderen Ende, heißt das, nichts entgegenkommt.

Frage: Woran liegt es, daß nur die Menschen und nicht auch die Tiere witzig sind? Wohl daran, daß nur bei diesen und nicht bei den Menschen allemal Wiederholung, Gewohnheit in den Grenzen des Rhythmischen bleiben.

Darum sind auch die Pflanzen und Tiere dem Gestirn enger verbunden als wir. Die wir statt dessen das besitzen, was das Tier nicht hat: den Kult, die Tradition. Wo viel Tradition, Schichtung ist, dort ist viel Rhythmus. Man darf Tradition die Ablagerung alter Rhythmen nennen. Der Berliner hat nicht viel Tradition, nicht viel Geschichtetes, weshalb er auch immer auf das Neueste aus sein muß. Hängt nicht ein wenig das grausige Schicksal, das die Stadt jetzt getroffen, damit zusammen?

4.

Ich finde den größten Gegensatz zum Witz des Berliners im englischen Clown (auch Eccentric, Knockabout genannt), wie dieser in jenem Jahrzehnt, dessen hier gedacht wird, im Little Tich, seinen, wenn man das so sagen darf, sublimsten Ausdruck fand. Sagen darf bei einem Mann nicht viel größer als einen Meter. Der Witz des Berliners, noch einmal, geht von irgend einem verborgenen Superlativisch-Steifen aus, davon, daß sich ein Allerbestes, Allergrößtes und so weiter inmitten eines Daseins voll Armseligkeit und Plattheit, ohne rechte Distanz und Anschauung behaupten will, inmitten eines Daseins ferner, darin die Entscheidungen mehr vom Verstand als vom Instinkt getroffen werden müssen. Der Little Tich aber, der englische Clown, ist mit seinem Witz oder Humor daraus hervorgegangen, daß man, daß der Engländer lieber seinen Instinkten als dem

Verstande traut, kommt vom Rhythmischen als der Urgegebenheit in der Natur und im Volk, vom Arthaften, Typischen, vom Überwiegen des Runden, Verbindlichen über das Spitz-Unverbindliche, vom großen Gewicht des Traditionellen, auch der Mode, im besonderen der Herrenmode, der Nachahmung, heißt das, wo Nachahmung hingehört. Der englische Clown hat, wenn wir versuchen, in seinem Namen ein wenig tiefsinnig zu sein, die dem Menschen angeborene Auflehnung von sich abgetan, würde sie unbegreiflich finden müssen, wenn er Begriffe hätte oder mit solchen zu operieren sich anschickte. Statt dessen, statt der Begriffe, der Auflehnung, gibt es in seiner Welt Einschnitte, Synkopen, höchst unerwartete und doch ganz und gar dazugehörige, ein Ausgleiten (beim Betreten der Bühne unter Applaus), ein einziges, sehr langgedehntes, kühnes (fast über den ganzen Bühnenraum hin) und dann ein wundervolles Zurückgleiten, ein sich-Zurücknehmen voller Ruhm und Anmut. Das gibt es statt der Auflehnung. Man hat eine Stimme, die keine ist, weil auch das dazu gehört zum Unsinn, der einmal Sinn sein soll. Man ist wahrhaftig kein Tenor, der sich preisgibt mit seiner Stimme, erst recht kein Zigeuner, hingegen gehört man einem Volk an, das die Musik liebt, ohne so musikalisch zu sein wie die Zigeuner und andere Völker, aus denen Clowns nur in einem höchst übertragenen Sinne hervorgehen mögen. Man ist also so, wie man ist, bedeutend, weil man nicht entzweigeht (beim Ausgleiten, will sagen: in der Bewegung). Sich Auflehnen, Empören, die Welt mit Revolution überziehen, hieße für den Clown entzweigehen. So ist der Clown. Sehr männlich, ganz ohne weibliche Züge, Mann-Mensch, möchte man das nennen, ohne etwas wie eine Gegenwelt im Weiblichen. Aus einer solchen nämlich fände man nicht mehr den Weg zurück, gäbe es kein sich Zurücknehmen voll Ruhm und Anmut, wie wir es vorhin formulieren mußten. Ein Clown, ein ganz echter, tut nicht verschämt, wie ihm auch alles Kokettieren, Sich-Spiegeln, Reflektieren fremd ist, sondern er *ist* verschämt (bis in den Mittelpunkt). Entstammte er doch einem prüden Jahrhundert und wäre zurückzudatieren bis zum Puritanismus, bis zu Swift. Ich wiederhole, daß er bis in die Mitte des Wesens verschämt ist, indem er keinen Unterschied macht zwischen sich und seinem Kleid. Er konnte darum auch nur aufkommen in einem Land, einer Stadt, die den Dandy strengster Observanz, einen Brummel, hervorgebracht hat oder in der so etwas wie Brummel zu einer gewissen Bedeutung gelangen konnte, einen Brummel ohne Doktrin dazu, denn diese hat Frankreich, hat Baudelaire dazu erfunden. England hat die Dandies gehabt ohne Dandismus. Doktrinen würden das Ganze dort nur lächerlich gemacht haben. Oder es gibt nur eine Doktrin für den Dandy: keine Abstraktionen zu haben, keine Ideen, darum ist man eben elegant. Oder Clown.

Irgendwer hat den Engländer definiert als den Menschen, der hinter einem Ball her sein muß, wenn er bei sich sein und sich wohl fühlen will. In der Tat weiß niemand so wie er, zugleich exzentrisch und konform zu sein. Wußte es, solange nämlich seine Politik im Zeichen einer glorreichen Isolierung stand, vor dem ersten Weltkrieg, solange der Engländer seine Politik machte, das heißt: solange sich seine äußere Politik aus der inneren ergab und nicht umgekehrt, solange das Zivil dem Militär voranging und Uniformen nur in unmittelbarer Nähe der Kasernen, sonst nirgends in London zu sehen waren.

Und jetzt bin ich nach einem langen, des Reizvollen nicht ganz entbehrenden Umweg wieder beim Berliner, dessen Witz auf gewisse Weise mit dem Uniformen alles Militärischen, Militärisch-Steifen und dessen hoher, ja höchster Geltung zusammenhängt. Mit dem Stechschritt, der Wichtigkeit der Parade und ähnlichem, mit irgendetwas notwendig Witz-losem. Mit einer ganzen Welt ohne den Ball, von dem wir sagten, daß ihn der Engländer brauche zu seinem Dasein. Ohne den Clown ferner und auch ohne den Dandy, ohne etwas wie Brummel, der in Berlin unvorstellbar oder nur als Affe aufgefallen wäre. Weil wir oben vom Unrevolutionären, entschieden Konservativen des Clowns gesprochen, ist der Berliner Revolutionär? So wie es etwa der Zentralamerikaner wäre? Aus einer zur Gewohnheit gewordenen Gleichgewichtsstörung? Oder der Russe, sobald er zu denken anfängt. Ist der Berliner nicht revolutionär allein im Witz, durch ihn? Er ist witzig, indem er widerspricht. Sein Witz ist die Widerrede, die Auflehnung eines im Grunde Nüchternen, eines, der mit der Aufklärung alles gleich begonnen hat, eines durchaus Verträglichen. Ich glaube nicht recht an die revolutionäre Gesinnung des Berliners. Er ist Preuße mit der preußischen Manie für Superlative, Vergleiche, mit dem Mißtrauen in die eigene Art und geringem Verständnis für die der anderen. Was uns wieder zurückbringt auf den Mangel an Rhythmus, darauf, daß ihm am anderen Ende nichts entgegenkommt, auch auf den Stechschritt und was dazu gehört.

Ich kannte damals einen echten Berliner, der sich selten an unseren gemeinsamen Abenden zeigte, Privatdozent ohne viel Ehrgeiz, Professor zu werden, arm, voller Wissen, was Sprachetymologien anbelangt, die Herkunft von Worten und Redensarten. Sein Mund hatte ebenso viel Lücken wie Zähne, er öffnete ihn selten, ohne daß nicht ein Witz ihm dabei entwischte. Das andere verstand sich von selber oder war wiederum eine etymologische Finesse. Er hatte auf eine entwaffnende Art sogar nichts von einem General, Generalsparolen und sonstigen Klischees, die meist die Folge von vielem Gebrauch von Superlativen und so weiter sind.

5.

Ich möchte an dieser Stelle einmal das Lob des Kleinen Mannes von Berlin singen. Ich weiß nicht, ob es nicht ein anderer schon getan hat. Im allgemeinen sind die Urteile über den Berliner nicht immer die freundlichsten gewesen und haben den Kleinen Mann dabei nicht ausgelassen. Er ist vielleicht nicht der begabteste von den Kleinen Männern der großen Städte, auch nicht auf eine besonders auffällige Art Volk, volkhaft, wurzelig mit allerhand Pittoresken an sich, aber niemand ist anspruchsloser, gutwilliger, geduldiger mit etwas Bemutterndem, niemand höflicher mit der Höflichkeit des in jeder Beziehung Genügsamen, als so ein Berliner Taxichauffeur, Droschkenkutscher, Träger, Schaffner oder welchen Titel auch immer der trägt, auf dessen Dienste zumal der Fremde angewiesen bleibt. Alles das kann ja keineswegs auf Jahrhunderte einer gewissen Verwöhnung mit kleinen Sonderansprüchen zurückblicken, auch hat die Dienstbereitschaft nichts Evangelisches an sich, wie man dem seinerzeit im alten Rußland begegnen konnte, sondern hat sich im Schatten des Militärischen gebildet, seine Form gefunden, im Militärischen wohl auch eine gewisse Erhöhung des Menschlichen gesehen, sehen müssen, die Erhöhung eines an sich Kargen, auf Sparsamkeit Angewiesenen. Gewiß hatte man auch seinen Anteil gehabt an der großen Prosperität der Stadt, Deutschlands und ganz Europas vor 1914; doch ist man auch damals nicht weit über Weißbier, Wurststullen, Käsebrote und Häring hinausgegangen. Der erste Weltkrieg hat aber dem allem schnell ein Ende bereitet und dem Kleinen Mann im Handumdrehen Gelegenheit gegeben, die angestammten Tugenden des kleinen Lebens mit Eifer zu üben. Ohne Rache, aber auch ohne zu ahnen, daß während des zweiten Weltkrieges, vor allem nach diesem, noch ganz andere Ansprüche an die Genügsamkeit und Willigkeit, besser: an die Fähigkeit zu hungern und frieren und sich erschlagen zu lassen, gestellt werden würden. Ahnungen und ähnliches sind nicht seine Sache, doch habe ich immerhin Beispiele dafür, daß er in Rücksicht auf das Kommende richtiger urteilte, vielmehr empfand als viele, viele andere. Am Tag der Besetzung von Prag durch Hitler geht eine Wiener Dame meiner Bekanntschaft schnell auf ein Taxi zu, öffnet, da sie sich verspätet hat, die Tür mit einer gewissen Abruptheit und ersucht den Chauffeur um Eile. Dieser, offenbar ohne Verständnis dafür, daß Menschen es heute wegen eines Frühstücks oder aus ähnlichen Gründen eilig haben müssen, wo doch Gedanken an ganz andere Dinge am Platze wären, sagt nur, seine Säumigkeit der Eilfertigen gegenüber begründend: «Ja, wissen denn die Dame nicht, was heute Nacht geschehen ist?» «Nein! Was? Sagen Sie!» «Ein großes Unrecht ist geschehen. Wir sind in Prag eingezogen,

wozu wir kein Recht hatten. Dafür wird das ganze deutsche Volk zu büßen haben. Na steigen Sie man ein! Ich führe Sie scho wohin Sie wollen!»

Ein Jahr vor dem Kriege stehe ich am Lehrter Bahnhof, den Gepäckträger mit den Koffern neben mir, auf ein Taxi oder eine Droschke wartend. Ein Tag brauner Geschäftigkeit, irgendetwas ist wieder in der Stadt los, das dem Volke zeigen soll, wie schnell wir uns dem Tausendjährigen Reich nähern, ja wie sehr wir eigentlich schon drinnen stecken, ohne es ganz wahrzuhaben. Eine Kompagnie Reichswehr, vielmehr schon Wehrmacht zieht vorbei, im Augenblick das Heranfahren des Taxi hindernd: «Na», sagt mein Gepäckträger, «vielleicht werden wir durch die da das ganze braune Getue und das Gegrüße mit Heil Hitler! wieder los. Schön wäre es, nur sagen darf man es nicht.» Ebenso wie mir ist es vielen anderen ergangen.

6.

Ich empfinde Kant nicht durchaus als preußisch. In seiner Mischung von sehr großer Art und einem gewissen Peniblen, wie das Wort im preußischen Sprachgebiet verwendet wird, ein peinlich Genaues bezeichnend, scheint er mir ebenso schottisch wie preußisch zu sein, soll doch Kants Urahne aus Schottland eingewandert sein, wofür auch die Vorliebe des großen Philosophen für alles Englische, Hume usw. sprechen möchte. Kant ist einer der ganz großen Deutschen, unleugbar aber besteht ein Zusammenhang zwischen seinem kategorischen Imperativ der Pflicht und dem Preußentum, sagen wir gleich: jenem Militarismus, dessentwegen Preußen als Staat in diesen Tagen, da ich die Zeilen niederschreibe, liquidiert wurde, wie der Ausdruck lautet, und Kants Geburtsort und Stätte der Wirksamkeit von nun an Kaliningrad heißen wird. Über die weiteren Folgen dieses politischen Ereignisses wird Europa von der Zukunft belehrt werden; doch damit ist der Moment gekommen, bei der viel berufenen Relation Kants zum preußischen Heer, zu dessen Idee, dieser ganzen unevangelischen Welt von Gehorsam und Dienstpflicht zu verweilen.

(Fortsetzung folgt)